

# Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posenener Zeitung.

Nr. 40.

Posen, den 3. Oktober.

1880.

## Georg Fields Reise und ihre Folgen.

Novelle, dem Englischen nachgezählt von J. Waltern.

### I.

In dem Nachtzug der Eisenbahn.

Es waren gerade noch fünf Minuten, bis der Nachtzug in Manchester abgehen sollte, als der junge Geistliche Georg Fields, einen kleinen Handkoffer tragend und eine warme Reisendecke über dem Arme, auf den Perron trat und nach einem leeren Waggon erster Klasse spähte, um darin seine Reise antreten zu können. Der Geistliche war durchaus kein Menschenfeind, aber er liebte die Einsamkeit — selbstverständlich in Begleitung eines guten Buches — und haßte es, mit fünf oder sechs fremden Personen eingesperrt zu sein, welche von Pferden, Rennen und dergleichen sprachen, und zu dem feingebildeten und gelehrten Manne sicher nicht gepaßt haben würden. Georg Fields war durchaus kein Mensch, welcher zu hassen vermochte, aber er hegte ein wenig Verachtung gegen unbeschäftigte junge Männer, und liebte die fremden Gesichter nicht, war also sehr erfreut, einen leeren Waggon zu finden. Er hatte sich eben bequem darin zurecht gesetzt, als ein junger, etwas aufgeregter Mann auf dem Trittbrett erschien und den Reisenden fragte, ob er vielleicht ein Arzt sei.

„Das nicht, aber ein Geistlicher“, war die Antwort. „Welches Glück!“ — war die Entgegnung. „Mein geehrter Herr, ich flehe Sie um eine große Günstigkeit: meine Schwester, ein armes, halbverkrüppeltes Geschöpf, soll mit diesem Zuge nach Milldale zu Freunden fahren, meine Geschäfte erlauben mir nicht, sie zu begleiten. Sie ist gelähmt! Das arme Mädchen wird Ihnen aber keine Mühe machen, mein Herr, denn sie wird bei Milldale erwartet; dennoch wäre es mir eine große Beruhigung, geehrter Herr, wenn Sie erlaubten, daß das arme Kind unter Ihrem Schutze die Reise machen dürfte.“

In Georg Fields Programm hatte freilich eine solche Störung nicht gestanden, indessen war er doch viel zu gutherzig, um in diesem Falle „Nein“ zu sagen. Der junge Mann eilte in den Wartesaal zweiter Klasse, dessen Thür dem Waggon gerade gegenüber sich befand, und kam im nächsten Augenblick zurück, eine kleine, zarte, ganz eingewickelte Figur in seinen Armen haltend, welche er so leicht, als wäre sie ein Kind, in die andere Ecke des Waggons trug und den großen Shawl, in welchen sie gewickelt war, nochmals sorgsam um sie befestigte. Dann rannte er wieder in den Wartesaal zurück, holte noch einige Kissen und einen Fußwärmer, und nachdem er die Kranke sorgsam gebettet und den dichten Schleier, welcher ihr Gesicht bedeckte, nochmals, jeden Luftzug abzuhalten, über ihr Gesicht gelegt hatte, hielt er zum Zeichen, daß sie schlafe, den Finger an den Mund und flüsterte dem Geistlichen zu:

„Sie sind wirklich unbeschreiblich gut! Sollte meine Schwester erwachen, so bitte, sprechen Sie dieselbe nicht an, bis sie selbst zu reden beginnt; sie ist nämlich sehr nervös, und eine fremde Stimme könnte sie erschrecken, auch ist es ja nur eine Stunde bis Milldale und vielleicht verschläft sie die ganze Reise; doch ich vergaß beinahe, hier ist meine Karte, mein Herr, ich bin Ihnen für immer verpflichtet, und hier ist ein Fläschchen Salz, sollte es ihr übel werden.“ — und er drückte ein Fläschchen in die Hand des Geistlichen. Alles dieses wurde so rasch gesprochen und gethan, während der Zug eben abfahren sollte, daß Sir Georg Fields kaum noch Zeit hatte, die Karte abzunehmen, dann ertönte der Pfiff der Lokomotive noch schriller und drängender, die Thüren wurden zugemacht und der Zug setzte sich hastig in Bewegung.

Einige Minuten schaute der Geistliche in das Gewirr von abgehenden Bügen, thätigen Lokomotiven und beschäftigten Arbeitern

und Dienstpersonal, welches sich draußen durcheinander drängte, dann, sich bequem in seine Reisendecke hüllend, blickte er auf die Karte, welche ihm der Fremde gegeben, es stand darauf:

„Mr. Isden. Briargate.“

Die Adresse lautete gut, Briargate war eine der ersten Straßen in der großen Gewerbsstadt Manchester.

Der Expresszug, nachdem er über einen Viadukt und durch einen ganzen Wald von Schlotten gesaußt war, lenkte jetzt in eine Kurve ein und war plötzlich im Freien, die Gegend sah so frisch und romantisch aus, als ob es weder rauchende Kamine noch Kohlendampf in der Welt gäbe. Herr Fields blickte dann in die Ecke, wo seine Reisegesährtin lag, und es war ihm eine Beruhigung, sie so friedlich und still ruhen zu sehen. Ihr kleiner brauner Strohhut lag auf dem Kissen, welches der junge Mann ihr so sorgfältig untergeschoben hatte, der blaue, dichte Schleier bedeckte noch vollkommen ihre Züge, und ab und zu glaubte der Geistliche ihre Brust sich heben und senken zu sehen; bei dem matten Scheine der Nesselampe erschien ihm ihr Gesicht sehr blaß, doch er schob dies auf den blauen Schleier, und ein Buch hervorziehend, vertiefte er sich in Tennysons Gedichte, in Gedanken zuweilen über die mattenbrennende Lampe scheltend, welche seinen Augen ungebührliche Anstrengungen zumuthete. Endlich steckte er das Buch wieder in die Tasche, schloß die Augen, konnte aber nicht einschlafen und beneidete die junge Dame ihm gegenüber, welche sich eines so festen Schlafes erfreute. Gleich darauf aber fand er es ungemüthlich, solche Reisegesellschaft, und doch keine zu haben, er zog seine Uhr heraus, sah aber zu seinem Erstaunen, daß kaum eine halbe Stunde seit seiner Abfahrt verstrichen war. Obgleich der Bruder gebeten hatte, seine Schwester nicht anzureden, so fühlte Georg Fields doch große Lust, ungehorsam zu sein. Die Sache begann ihn zu langweilen, aber dann kam wieder seine gute Gemüthsart zum Vorschein, und er schalt sich selbst über seinen Egoismus, dem kranken Mädchen diesen beruhigenden Schlaf zu mißgönnen. Und wieder zog er Tennyson heraus und las einige Blätter, dann sah er wieder auf die Uhr. Guter Gott, wie schnell war die letzte Zeit verstrichen, in fünfzehn Minuten war der Zug in Milldale, dann konnte er seinen anvertrauten Schützling ihren harrenden Freunden übergeben. Dies verschleierte Gesicht und die zusammengekauerte Figur war dann, von ihm unkenntlich und ungesehen, aus seinem Gesicht- und Gedankenkreise verschwunden. Der Zug war nun beinahe bis zur Einfahrt in die Halle gelangt, es fehlten nur noch sieben Minuten, da packte den Geistlichen die Neugier und der Wunsch, die junge Person noch vor dem Eintreffen der Freunde zu sehen, er stand auf und setzte sich der Kranken gegenüber, mit Theilnahme die todtblaffen scharfen Züge, wie sie große Krankheit ausprägt, betrachtend. Des Mädchens unbehandschuhte Hand hing nachlässig herab, wie bleich und ohne Nerv erschien ihm dieselbe; leise berührte er die zarten Finger, — allmächtiger Gott! sie waren kalt wie Eis.

Herr Fields hatte in seinem Berufe als Geistlicher schon manches Sterbenden und Todten Hand berührt, aber diese waren noch kälter als der Tod; hastig warf er den Schleier zurück, und ein Schreckensruf kam aus seinem Munde, der Bruder des Schlafes hatte mit seinen finsternen Schatten auf diesen Bügen gewelt.

„Milldale aussteigen, Wechsel für Muddford, Middlebridge, Combe —“ eine ganze Fluth von Namen kam über die Lippen des Ausrufers. Georg Fields sprang aus dem Waggon wie ein Verzweifelter, er zog den ersten, besten Schaffner herbei. „Was um Gotteswillen ist hier zu thun, Mann?“ — rief er aus; „in



dem Waggon liegt eine todte Dame, ein Fremder hat sie in Manchester in meine Abtheilung gebracht, er irug sie auf den Armen, und bat mich sie zu beschützen, weil sie krank sei, in Milledale würde sie von Freunden erwartet, welcher Schrecken für dieselben, eine Leiche ankommen zu sehen! Aber wo kann ich die Leute finden?"

Georg Fields war todtentblä und seine Lippen zitterten vor Entsetzen; der Schaffner war so ruhig, als ob er von Eisen sei. „Bitten Sie den Stationschef hierher“, sagte er zu einem Bediensteten. „Vor Allen aber“, wandte er sich wieder zu dem Geistlichen, „suchen Sie ruhiger zu werden. Solche Dinge geschehen in der Welt; gut, da kommt gerade ein Arzt, den ich kenne, vielleicht ist die Dame nur ohnmächtig; würden Sie nicht besser thun, wieder einzusteigen und nach ihr zu sehen?"

Georg Fields ging an die Waggonthür, aber kaltes Entsetzen lähmte seine Füße und seine Zunge, als er die zusammengefunkenen Gestalt erblickte; er konnte bloß mit dem Kopfe schütteln.

„Ist es eine Bekannte von Ihnen?“ fragte der Schaffner, offenbar in der guten Absicht, den Geistlichen durch Sprechen aus seinem Entsetzen zu erwecken.

„Ich sah sie vor einer Stunde zum ersten Male“, war die Antwort.

„Hier kommt der Stations-Chef“, sagte der Schaffner und trug demselben die Sache vor.

Der Stationschef war ein ruhiger und gesetzter Mann, und Fields fühlte sich schon erleichtert, als er in dessen feste Züge blickte.

„Was kann ich thun?“ fragte er denselben.

„Gar nichts“, war die Entgegnung, „wo aber mögen der Dame Freunde sein? Johnson“, wandte er sich zu einem Bediensteten, „gehen Sie den Perron auf und ab und fragen Sie die Leute, ob Niemand eine Dame aus Manchester erwartet; holen Sie zuvor den Doktor, welcher da oben mit einem Reisenden spricht und bitten Sie ihn, hierher zu kommen.“

Der Arzt war augenblicklich zur Stelle, die Sache wurde ihm vorgetragen, er stieg in den Waggon, um nach der Dame zu sehen; er befahl, ihm ein besseres Licht zu bringen, da die Lampe so elend brenne.

In kurzer Zeit hatte sich eine große Menge Neugieriger um die Stätte versammelt; einige wollten einsteigen, weil der Zug in den nächsten Minuten wieder fort sollte. Jetzt erschien der Doktor wieder unter der Waggonthür. „Senden Sie augenblicklich nach der Polizei“, rief er, „das ist ein böser Fall.“

„Was meinen Sie?“ fragte der Beamte.

„Ich meine, daß die junge Dame narкотisch vergiftet ist“, entgegnete er.

„Großer Gott!“ rief Fields, „so hat mich meine Ahnung nicht betrogen, die Sache kam mir gleich ungewöhnlich vor.“

Der Arzt und der Schaffner trugen die Leiche aus dem Wagen und brachten sie in den Wartesaal. In den nächsten Minuten setzte sich der Zug in Bewegung. Zu gleicher Zeit erschien ein Konstabler, welcher sich in die Nähe des Geistlichen postirte.

Johnson kam zurück. „Es ist keine Seele hier, die Dame zu erwarten“, sagte er, „ich habe überall angefragt, hier muß ein Mißverständniß walten.“

„Was soll ich nun thun?“ fragte Georg Fields den Stationschef, indem er hilflos umherblickte.

„Beruhigen Sie sich so viel wie möglich“, entgegnete derselbe und setzte doppelstimmig hinzu: „Zu große Aufregung zeigen, könnte Ihnen nur schaden!“

„Aber, guter Gott, wenn die Freunde dieses armen Geschöpfes nicht erscheinen und bekätigen, wie Alles zusammenhängt“, sagte der Geistliche, „so könnte man glauben, ich habe ihren Tod durch Unachtsamkeit verschuldet! Doch halt, hier ist die Karte, welche mir ihr Bruder gegeben“, und er händigte dieselbe dem Beamten ein.

„Mr. Elden, Briargate“, las dieser.

„Elden?“ wiederholte der Arzt, „den kenne ich, ein großer, starker Mann mit blondem Backenbart.“

„Nein, dies war ein junger, blasser, gut aussehender Mann mit dunklem Haar.“

„Da kann ich mir wirklich nicht denken, wer es war“, sagte der Doktor, doch das Beste ist, wir telegraphiren an Elden. Wie sonderbar, daß die Freunde der Dame nicht gekommen sind!“

„Ich verpasse den Zug!“ rief Fields plötzlich aus, als er sah, daß alle Reisenden für den nächsten Zug einstiegen. „Hier ist meine Karte“, sagte er, diese dem Arzte gebend. „Sie haben wohl die

Güte, mich zu benachrichtigen, wenn meine Zeugnenschaft nöthig sein sollte.“

„Bitte um Verzeihung, mein Herr“, sagte der Konstabler, indem er die Hand auf seine Schulter legte, „ich muß Sie bitten hier zu bleiben, bis diese Angelegenheit aufgeklärt ist. „Fügen Sie sich ruhig, mein Herr“, setzte er in wohlwollendem Tone hinzu, als er in des Geistlichen erschrockenes Gesicht blickte, „jede Widerseßlichkeit würde Ihnen nur Schaden bringen.“

„Ja, wollen Sie denn mit diesen Worten sagen, daß ich Ihr Gefangener bin?“

„Leider ja, mein Herr, dies ist ein sonderbarer Fall! Ich zweifle gar nicht, daß Sie Ihre Unschuld morgen beweisen können, für heute Nacht aber müssen Sie sich als Gefangener betrachten.“

„Jetzt verstehe ich Alles“, entgegnete Georg Fields, welcher, wie es bei vielen nervösen Leuten zu geschehen pflegt, bei der wirklichen Gefahr gefast und ruhig wurde. „Das ist ja eine schreckliche Lage, in welcher ich mich befinde, und ich bin in eine Falle gerathen, aus welcher mich nur das Gefühl meiner vollkommenen Unschuld erretten kann.“

„Hätten Sie ihren Mund gehalten und wären ruhig ausgezogen“, raunte ihm der Doktor zu, „so säße ihr Hals jetzt fester auf Ihren Schultern.“

Der Zug ging ohne Georg Fields weiter, der in ein Cab befördert und nach dem Gefängniß in Milledale gebracht wurde; dort mußte er sich gefallen lassen, von dem Gefängnißwärter visitirt zu werden. In einer seiner Taschen wurde das Fläschchen mit narкотischem Gifte gefunden, welches ihm der junge Mann gegeben hatte. Das und noch einige andere Umstände waren Ursache des Gerichtsbeschl's, den Geistlichen gefangen zu halten.

## II.

### Im Gefängniß.

In dem Arrestlokale angekommen, bat Georg Fields um Papier, Tinte und Feder, so wie um eine Lampe, und als ihm alles dieses bewilligt worden war, schrieb er einen langen Brief an seine Mutter, worin er ihr alle Ereignisse dieser verhängnißvollen Reise mittheilte, und sie bat, ohne Furcht zu sein, wenn sie etwas diese Affaire Betreffendes in den Zeitungen lesen würde. Diesem Briefe, welcher erst mit der Morgenpost abgesendet werden konnte, sollte ein Telegramm vorhergehen, welches der alten Dame mittheilte, daß ihr Sohn gesund sei und nur sich eines Geschäftes wegen in Milledale aufhalten müsse. Einige Nachtstunden trüber Besorgniß konnte der liebende Sohn seiner Mutter nicht ersparen, und das peinvollste Gefühl war ihm, sich die Sorge der alten Dame zu denken, wenn die fünfte Stunde schlug und ihr Sohn nicht zu ihr zurückkehrte.

Arme, liebe Mutter! dachte Georg, ich kann mir deutlich vorstellen, wie ausführlich Du dem Dienstmädchen beschreibst, was sie morgen früh zu thun hat, und wie Du doch trotz alledem um 5 Uhr aufstehest, um nach dem Frühstück zu sehen und mich zu empfangen. Sie wird sich das Aergste denken, denn noch nie in meinem Leben habe ich mein Wort gebrochen und bin zu anderer Stunde gekommen, als ich versprochen habe! Der Geistliche sorgte sich nicht umsonst um die alte Dame. Er war von ihr angebetet, und er, mit seinen zweiunddreißig Jahren, war noch Junggeselle und wollte es bleiben, denn er liebte nichts so in der Welt, als die verwitwete Mutter, deren treuer Gefährte er seit seiner Kindheit gewesen war. Hatte sie nicht ihre gemüthliche Wohnung und Heim verlassen, um in einem kleinen Hause in Eton zu wohnen, so lange er dort studirte; war sie ihm sodann nicht nach Cambridge gefolgt, und jetzt bewohnte sie eines der hübschesten Häuser in Süd-Kensington, und ihr Sohn war der erste Geistliche an der Kirche in diesem Stadttheile. Er war in Manchester gewesen, wohin ein alter Freund seines Vaters, der dortige Vikar, ihn eingeladen hatte, und war eigentlich nur drei Tage von dem lieben heimlichen Nestchen, was ihm die Mutter geschaffen, entfernt gewesen, aber es kam ihm wie eine Ewigkeit vor und er berechnete jetzt mit Schrecken, daß das Telegramm erst um neun Uhr bei ihr ankommen könne.

Er las im Zennynson, schlummerte einige Minuten, las dann wieder — so ging auch die harte Nacht vorüber, und um sieben Uhr hatte der Gefangene zwei Telegramme abgeschickt, das erste an seine Mutter, das zweite an den Vikar, welchen er am gestrigen Morgen um elf Uhr verlassen hatte, und welchen er jetzt zu seinem Schutze, als den klügsten und energischsten Mann seiner Bekanntschaft, herbeirief. Dieses letzte Telegramm war sehr lakonisch, es



lautete: „Von Georg Fielb's Gefängniß in Milledale an Eduard Savorthi, Vikar in Treampstadt. Komm um Gottes willen schnell zu mir, ich bin in sehr schlimmer Lage.“

Der Gefängnißwärter brachte dem Geislichen ein gutes Frühstück und schien überhaupt mit ihm zu sympathisiren. Der Gefangene sah wie ein Gentleman aus, das war unleugbar, und wenn er wirklich, wie er sagte, ein Geislicher war, so sei doch, meinte der Wärter bei sich selbst, an ein solches Verbrechen nicht zu denken. Er selbst hatte in der Zeit seines Amtes schon eine gute Anzahl Mörder kennen gelernt, aber wie ein solcher sah der junge, etwas schüchterne Mann doch nicht aus. Indessen, schuldig oder nichtschuldig, der Cerberus des Gefängnisses fand jedenfalls, daß ein Mann, welcher einen Beutel mit Geld in der Tasche hatte, bei der Verköstigung zu berücksichtigen war.

In der höflichsten Art benachrichtigte er Georg Fielb's, daß das Verhör auf diesen Nachmittag fünf Uhr anberaumt war. Dabei haben Sie alle Zeit, sich mit Ihrem Verteidiger zu berathen“, fügte er hinzu.

„Aber ich habe ja keinen Verteidiger, entgegnete der Geisliche, „kenne auch überhaupt keinen, denn ich war noch niemals im Leben in der Lage, einen zu brauchen. Ich will aber mit meinem Freunde dem Vikar sprechen, wenn dieser kommt, und er soll sehen, was hier zu thun ist; der nächste Zug muß ihn bringen.“

Sein Vertrauen wurde nicht getäuscht, noch vor dem Nachmittag stand sein Freund in seinem Kerker. Es war ein Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren, mit einem lebhaften und intelligenten Gesichte, mit poetischem Gemüthe und praktischem Sinne begabt, kurz, ein Freund, wie man ihn sich, besonders bei solchen Gelegenheiten, nur wünschen kann. Die zwei Männer drückten sich zuerst stumm die Hände, denn Georg Fielb's war von seinen Gefühlen so übermannt, daß er nicht zu sprechen vermochte.

„Erzähle mir die ganze Sache“, bat der Ankömmling, und setzte sich so ruhig und gefaßt zu dem Gefangenen, als habe er denselben stets in solcher Lage gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

## Prof. Graham Bell, der Erfinder des Telephons,

soll nach Angabe des Bostoner „Sunday Herald“ vom 29. August eine neue und völlig wunderbare Erfindung, das *Photophon* genannt, gemacht haben. Er will für telephonische Mittheilungen den Draht entbehrlich machen und ihn durch ein so körperloses Ding wie den Lichtstrahl ersetzen. Der Punkt, von welchem, nach Bell's eigenem Bericht, diese Experimente ausgingen, die er in Gemeinschaft mit seinem Freunde, Herrn Sumner Tainton von Watertown anstellte, war die Untersuchung der charakteristischen Eigenschaften des Seleniums, eines elementaren Stoffes, der seit 60 Jahren bekannt, aber bisher fast nur als eine chemische Kuriosität angesehen worden ist. Die Wirkung des Lichts in Hervorbringung einer Veränderung in dessen (des Selen's) elektrischer Leitungsfähigkeit wurde durch Herrn May entdeckt, den Assistenten Willoughby Smith's, im Verlaufe einiger Experimente, welche in Betracht seines starken Widerstandes bei krystallinischer Form gegen den Durchgang der Elektrizität über seine Verwendung am Rufenende eines unterseeischen Kabels angestellt wurden, in Verbindung mit Herrn Smith's System des Signalisirens und der Prüfung. Die Ankündigung dieser Resultate wurde zuerst von den Männern der Wissenschaft mit einigem Unglauben aufgenommen. Diese sonderbare Eigenschaft des Selen's hat zu seiner Verwendung bei verschiedenen Experimenten über den Durchgang des Lichts und seine Wirkung auf die Elektrizität geführt, und mehrfache Angaben über theilweise Erfolge in dieser Richtung sind in wissenschaftlichen Mittheilungen gemacht worden. Bell macht das Licht zum Ersatz der Elektrizität bei der Uebertragung des Lautes. Professor Bell und Herr Tainton haben vermittelt der neuen Erfindung, die sie das „Photophon“ getauft haben, bereits in einer Entfernung von 213 Metern mit einander gesprochen. Die nothwendige Geheimhaltung der Experimente hat bisher die Bestimmung der äußersten anwendbaren Entfernung dieser neuen Mittheilungsmethode durch die Rede verhindert, aber Prof. Bell sieht keine Ursache, daran zu zweifeln, daß die Resultate auf jede Entfernung hin werden erlangt werden können, in welcher ein Lichtstrahl von einem Observatorium nach dem anderen geworfen werden kann. Einer der neuesten Versuche wurde angestellt zwischen der Spitze des Franklin-Schulhauses in der Washingtonstraße und seinem (Bell's) Laboratoriumsfenster in der A. Straße, die oben angegebene Entfernung. Prof. Bell hörte dabei deutlich die Worte: „Herr Bell, wenn Sie hören, was ich spreche, so kommen Sie an's Fenster und schwenken Ihren Hut.“ — Es sind ungefähr 50 verschiedene Formen des Apparates erfunden worden, aber allen ist das Prinzip gemein, den Lichtstrahl ebenso zu variiren, wie der elektrische Strom im Telephon durch die Intensität der Tonschwingungen variiert wird. Der Lichtstrahl

wirkt auf das Selen im Empfangs-Apparat, da Prof. Bell entdeckt hat, daß Licht die Wirkung habe, im Selen einen Ton hervorzubringen, und daß diese Eigenschaft durch Verbindung dieses Stoffes mit dem Telephon nutzbar gemacht werden könne. Die bis jetzt erfundene einfachste Vorrichtung ist ein einfacher Spiegel von biegsamem Material, wie versilberte Mica oder mikroskopisches Glas. Die Stimme des Sprechers wird gegen den Rücken dieses Spiegels gerichtet, gerade so wie gegen das Diaphragma des Telephons, und das von ihm reflektirte Licht wird dadurch in die entsprechenden Schwingungen versetzt. Jede starke Lichtquelle kann dazu benutzt werden, aber zwischen entfernten Punkten ist hauptsächlich mit dem Sonnenlicht experimentirt worden. Der Lichtstrahl wird auf einer entfernten Station durch einen parabolischen Reflektor aufgefangen, in dessen Focus eine empfindliche Selenzelle angebracht ist. Das Licht kann auf verschiedene Weise kontrollirt werden, und ein stetiger Strahl von irgend einem Punkte seiner Bahn abgelenkt werden. Bei den Versuchen im Laboratorium hat man gefunden, daß artikulierte Rede selbst beim Lichte einer Petroleumlampe reproduziert werden kann. Viele sonderbare Thatsachen sind zu Tage gefördert worden. Zum Beispiel, durch Unterbrechung oder Abbeugung des Lichtstrahles werden an der Empfangsstelle musikalische Töne hervorgebracht, während an der Absendestelle gar kein Ton gegeben wurde. Eine schweigende Bewegung bringt somit einen Ton hervor. Der Strahl kann durch eine leichte Bewegung der Hand gänzlich abgeschnitten werden, und so können an der Empfangsstation musikalische Signale gleich den Zeichen des Morse-Alphabets hervorgebracht werden. Eine andere Entdeckung ist, daß die Wirkung des Lichts durch gewisse dunkle Substanzen hindurchgeht. Ein Blatt harten Kautschuks wurde 12 Fuß von dem „Empfänger“ aufgestellt, aber ein unsichtbarer Strahl ging hindurch, einen schwachen, aber deutlich wahrnehmbaren musikalischen Ton in dem mit dem Selen verbundenen Telephon erzeugend. Weitere Experimente zeigten, daß diese eigenthümliche Empfindlichkeit für die Schwingungen des Lichtes nicht bloß dem Selen eigen, sondern eine allgemeine Eigenschaft aller Stoffe ist. Deutliche musikalische Noten wurden von hartem Kautschuk und vielen anderen Stoffen gehört, wenn ein Strahl intermittirenden Lichtes durch den Fokus einer Linse auf sie gerichtet wurde, und dies zwar ohne Hilfe eines Telephons oder einer Batterie. Professor Bell sagt: „Im Ganzen fühlen wir uns berechtigt, als unseren Schluß zu verkündigen, daß Laute hervorgebracht werden können durch die Wirkung eines wechselnden Lichtes auf Substanzen aller Art in der Form einer dünnen Membran. Man glaubt, daß alle Arten artikulierter Reden auf diese Weise von anderen Substanzen so gut wie vom Selenium erlangt werden können.“

\* Dem verstorbenen Dr. Wilms widmet Ludwig Pietzsch in der „Voss. Ztg.“ ein höchst interessantes Erinnerungsblatt, welches folgende Schilderung der Persönlichkeit des verdienstvollen Arztes giebt: „Welch ein Kopf auf dem Hals dieser schlanken und kraftvollen, echt männlichen Gestalt! Die Stirn, in welche das kurze dicke, dunkle Haar mit einer Spitze über der Mitte ein wenig hineintrat, mächtig und leuchtend; die Nase in feiner Krümmung kräftig hervortretend; ein fest und doch wahrhaft lieblich gezeichnet Mund, der, wenn er lächelte, zwei Reihen tadellos weißer, gleichmäßiger

Zähne zeigte; ein mächtiges wahrhaft napoleonisches Kinn, das untrügliche Zeichen unerjütterlicher Energie und Willenskraft; die glatt rasirten Wangen fest und flächig modellirt, nicht voll und nicht hager. Und in diesem sonngebräunten Antlitz unter schon geschwungenen schwarzen Brauen ein Paar Augen, wie ich sie nie gesehen; aus ihren dunklen Tiefen schienen Flammen zu sprühen, aber nur wohlthätig erwärmende. Auch in ihnen, wie in dem ganzen Antlitz, jene seltsame Vereinigung von Strenge, Ernst, gebietender Macht mit reizender Schalkhaftigkeit und einer — ich möchte fast sagen — kindlichen Anmuth.



Aber die Heiterkeit des Geistes, die Wilms besaß, war doch gleichsam „wie Legenbögen nur auf dunklen Grund gezogen.“ Er bekannte sich bald, als wir vertrauter geworden waren, voll und ganz zum Evangelium des philosophischen Pessimismus. — Piesch erzählt weiterhin, wie er ihm bei Versailles begegnete. Auf dem wohlbekannten Schimmel ritt er auf der Waldstraße nach Ville d'Aray und St. Cloud beim Säusen und Krachen der Granaten des heißen Kampfes von Bouenval, der auch um die Bertheidigungslinie des Parks von St. Cloud tobte. Da konnte ich, mich ihm anschließend, endlich das längst ersehnte Glück genießen, ihn direkt an seinem Werk der Menschlichkeit lange Stunden thätig zu sehen, unwettert und umbrüllt von tödlichem Verderben, und ihm dabei nach bestem, wenn auch sehr unzureichendem Vermögen als Handschlag zu dienen. Nur wer den Verewigten in solchen Stunden, in solcher Situation bei der Ausübung seines hohen heiligen Amtes gesehen und genau beobachtet hat, kann völlig die — ich habe kein anders Wort dafür — ideale Höhe seiner Natur erkennen und ermessen. All seine Güte und seiner Sitten Freundlichkeit, die er dem seiner Hilfe bedürftigen Leidenden in ruhiger Zeit, in seinem Zimmer oder seiner Klinik, bewies, die sichere Ruhe, die tröstende Zuversicht in der Ausführung jeder, auch der kompliziertesten und schwierigsten Operation — nicht für einen Moment verließen sie ihn inmitten des heißen Dranges dieser ersten Stunden, des blutigen Sammers, der ihn rings umgab und sich in jeder Minute durch neu herangelante Opfer des nahe dabei wüthenden Kampfes mehrte. Das Gefühl der Bewunderung, der innigen Verehrung, der wahren Rührung, womit der Anblick seines menschlichen Verhaltens und seines chirurgischen Huns jeden Zeugen erfüllen mußte, drängte fast das schmerzliche Mitgefühl mit den Qualen zurück, deren Ursachen zu beseitigen man ihn und die von ihm geleiteten Assistenten hier arbeiten sah, mit Operationsmessern, Knochensägen, Spitzverbänden und all den anderen zugleich Marter- und Erlösungs-Instrumenten, unermüdet auf improvisierten unmöglichen Operationstischen in wüsten, halbzerstörten Räumen, beim Säusen und Krachen draußen einschlagender und herstender Geschosse. . . Bis tief in die Nacht hinein hielt er dort aus, nachdem längst der Sieg der Unseren entschieden war und sechstausend französische Tode, das thörichte Verzeiwungswagstück dieses Ausfalles bezahlend, das dunkle Schlachtfeld bedeckten. Er ging mit mir die halbe Meile bis Versailles zurück, einsam durch den nächtlichen nun so schweigenden Wald. Den Schimmel hatte der getreue Bode, sein langjähriger Gehilfe, bestiegen. Die alte Melodie vom Pessimismus klang wieder trübe und düster durch Alles, was wir uns zu sagen hatten. . .

Seine Erinnerungen schließt Piesch mit den folgenden Worten: Als ich von seiner Rückkehr von der ach so vergeblichen Badereise hörte, suchte ich ihn auf. Man wurde nicht mehr zu dem schwer Leidenden zugelassen. Am letzten Sonntag erst sah ich ihn wieder. Er lag im großen Hinterzimmer seiner Wohnung, das wie in einen Garten verwandelt war, mit Kränzen und Palmenzweigen bedeckt, stark und todt im offenen Sarge. Die mächtigen dunklen Augen und die schön geschwungenen Lippen waren fest geschlossen. Eine gelbliche Blässe bedeckte das sonst so frisch und kräftig kolorierte Antlitz. Die Hände, noch gelber, knochig und abgemagert vom schweren Leiden, waren im Schooß über einander gelegt. Aber auch das Leiden, Schmerz und Tod hatten nicht die Macht gehabt, jenes Lächeln, jenen milden, heiteren Abglanz der reinsten und edelsten Manneseesele von seinen erstarrten Zügen ganz hinweg zu wischen. Den strengen, finsternen Ernst des Todes sanft verklärend, schien es noch immer um Lippen und Wangen zu spielen. Ich strich noch einmal leise über die kalte Stirn und Wange des theuren Antlitzes und über die nun so starren Hände, die so vielen Segen gesendet, hin, drückte die seines treuen Gefährten während dieser zwanzig Jahre der unablässigen Arbeit zum Heil der Menschheit, der, überwältigt vom Schmerz des Verlustes, schluchzend neben dem Toden stand, und nahm so für immer Abschied von Robert Wilms.

\* **Eklatante Genugthung.** Folgende ergöbliche, in diesem Sommer passirte Geschichte, welche zeigt, wie leicht man bei den einfachsten Sachen schweren, ungerechten Verdacht hegt, erzählt die „D. Verkebrztg.“ aus den Akten der Post. Das Hauptkriststück lautet: Der hochblühenden kaiserlichen Ober-Postdirektion alhier muß ich unter dem vollen Eindrucke der lebhaftesten Entrüstung von einem unerhörten Vorfall in meiner Postkorrespondenz Anzeige erstatten, welcher soeben zu meiner Kenntniß gelangt ist. Vorgesetzt schrieb ich in der Schaltervorhalle des hiesigen Hauptpostamts eine meinem Notizbuch entnommene Postkarte, mittels welcher ich die Frau Gräfin v. Hohenfels benachrichtigte, daß ich leider abgehalten sei, bei der für gestern Abend angesagten Soirée in den Salons der Frau Gräfin mitzuwirken. Diese Karte übergab ich dem unmittelbar neben dem Schalterfenster befindlichen Briefkasten im guten Glauben, daß meine durch unvorhergesehene Umstände bedingte Absage noch rechtzeitig in die Hände der hohen Adressatin gelangen müßte. Als ich indes auf Hohenfels heute meine Aufwartung machte, muß ich zu meiner peinlichsten Ueberraschung hören, daß meine Karte zwar zur richtigen Zeit eingetroffen war, daß dieselbe jedoch außer der Adresse keinen weiteren Buchstaben einer schriftlichen Mittheilung enthalten hatte. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich mich überzeugen mußte, daß dem wirklich so war. Meine schriftliche Mittheilung, welche nahezu die ganze Rückseite der Karte bedeckte, ist in der That — wie die hochblühende Ober-Postdirektion aus dem originaliter beigelegten Beweisstück selbst ersehen wird — so vollständig verschwunden, daß auch nicht die Spur eines Buchstabens übrig geblieben ist. Ich vermag mir dieses Räthsel, welches mein ganzes Nervensystem sehr empfindlich in Aufregung versetzt, nur durch die Annahme zu erklären, daß ein mir feindlich gesinnter Postbeamter in böswilliger Absicht die Schrift durch irgend ein geheimes chemisches Mittel zum Verschwinden gebracht hat, um mir jener hohen Dame gegenüber Verlegenheiten zu bereiten. Dieser Verdacht liegt mir um so näher, als ich bei der Entlieferung der Postkarte im Briefpost-Bureau auch den mir wohl bekannten Herrn Ober-Postsekretär bemerkt habe, welcher für die „Landeszeitung“ als Musikreferent thätig ist und in seinen Artikeln meiner öffentlichen Thätigkeit gegenüber eine eben so hochgradige wie verständnißlose Antipathie an den Tag legt. Künstler haben ja leider immer ihre Feinde und Widersacher. Eine hochblühende Ober-Postdirektion ersuche ich dringend,

meine Beschwerde mit aller Schärfe zu untersuchen und mir eine so eklatante Genugthung zu verschaffen, wie ich solche bei der Unerhörtheit eines derartigen Mißbrauches und bei der Peinlichkeit des Vorfalls für meine Privatbeziehungen gewiß mit vollem Rechte beanspruchen darf. Hochachtungsvoll und ergebenst Camillo Tastsenpanner, Tonkünstler.

Das kaiserliche Postamt I. wird zur Berichterstattung aufgefordert. Dieselbe lautet: Am 29. v. M. ist bei der Briefabfertigung nach Verarbeitung der dem hiesigen Schalterbriefkasten gegen 9 Uhr Vormittags entnommenen Briefpostgegenstände die gehörigst hier beigelegte Postkarte ohne Aufschrift als unbestellbar übrig geblieben. Nach Inhalt der auf der Rückseite dieser Karte enthaltenen Mittheilung und nach der Mithilichkeit der Schriftzüge rührt dieselbe zweifellos von der Hand des Beschwerdeführers her. Der Vorfall wird sich hiernach einfach in der Weise erklären, daß Herr Tastsenpanner seinem Notizbuch verhehentlich zwei an einander liegende Postkarten entnommen, das Ganze auf der einen Seite mit der Adresse, auf der anderen mit der schriftlichen Mittheilung versehen und schließlich auch die Doppelendung dem Briefkasten übergeben hat. In dem letzteren haben sich dann unter dem Druck der übrigen Gegenstände die beiden Karten getrennt, wonächst diejenige mit der leeren Adressseite als unbestellbar zurückblieb. Da aus dem Inhalt der Rückseite keine Andeutung über die Person des Empfängers zu entnehmen, auch die Namensunterchrift des Absenders trotz aller Versuche seiner Zeit nicht zu entziffern war, so mußte die Karte als unanbringlich behandelt werden. Bei der so klaren Lage des Sachverhaltnisses hat das Postamt von der Aufnahme schriftlicher Verhandlungen mit den theilhaftigen Beamten Abstand nehmen zu dürfen geglaubt. Postamt I. Wie diese „eklatante Genugthung“ von dem nervösen Herrn Tastsenpanner aufgenommen, wissen wir nicht, können es uns aber denken.

\* **Ueber das Salamanderreiben** enthält das neueste Heft von Herrigs Archiv S. 127 einen kurzen Aufsatz von Adalbert v. Hof. Er verwirft die Deutung: *Salu amandi* oder *amandus* (Gruß den Männern), weil das Wort „reiben“ dabei unerklärt bleibe. Rudolf selbst erklärt: *sal amandi* = Liebesatz, Minnesatz, weil vermutlich bei Opfermahlen das heilige Salz gemahlen oder zerrieben gewissen Trankopfern, Minnetränken, zugefügt ward; in dem Salamanderreiben findet er ein schwaches Weibsel der alten Sitte. Auch die Deutung *salus amandi*, Minneheil, hält er für möglich, weil *sal* und *salus* mit einander vermandt seien. Er knüpft dabei an eine Stelle in Scheffels Ettheard an, der S. 122 erzählt: „Die Männer (Alemannen) hatten ihre Krüge — mit denen sie aus einem mit Bier gefüllten Kessel schöpften, der auf einem zugehauenen Felsblock stand — ergriffen, sie rieben sie in einformiger Weise dreimal auf dem geglätteten Fels, daß ein summendes Geßeln entstand, hoben sie gleichzeitig der Sonne entgegen und tranken aus; in gleichem Takt setzte Jeder den Krug nieder, es klang wie ein einziger Schlag. Dann warfen sie den Mantel um, schweigend zogen sie den Fels hinab.“ In den Anmerkungen sagt Scheffel: „Wer da weilt, mit welcher Zähigkeit der Bauer in seiner Sitte die Ueberlieferung alterstaurer Vergangenheit bewahrt und wie noch manche seiner heutigen Bräuche an die Opfer des Heidenthums gemahnen, den wird es nicht befremden, im 10. Jahrhundert noch auf nächtliche viertrinkende Konventikel zu stoßen. Ob übrigens eine in ähnlichen Formen, wie die hier beschriebenen sich bewegende Sitte des gemeinschaftlichen Trinkens auf den deutschen Hochschulen, die unter dem Namen „Salamander“ reiben bekannt, aber von Niemand erklärt ist, nicht auch einen Anknüpfung an altheidnische Trankopfer enthalte, bleibe dahingestellt, wiewohl die Wissenschaft darüber einig ist, daß durch die religiöse Bedeutung des Trinkens ein überraschender Zusammenhang in mehrere andere Gebräuche kommt.“ Die Ableitung aus dem Lateinischen halte ich nun für ebenso gekünstelt, wie die hebräisch-griechische. Warum wollen wir nicht bei dem einfachen Salamander (nach Weigand vom persischen *samand* = feuerroth) = Feuergeist bleiben? Es ist derselbe Geist, den Faust bei Goethe zu beschwören sucht. In Jena war es schon vor den vierzig Jahren (das Salamanderreiben kam nach Weigand 1840 in Bonn auf) Sitte, nach einem Biertrunk noch ein paar Gläschen Spiritus oder Liqueur zu trinken; zum Schluß wurde Spiritus, auf den Tisch gegossen, angezündet, das auf dem Tisch stehende Licht ausgelöscht und bei dieser seltsamen Beleuchtung von einem aus der Gesellschaft eine Rede gehalten, in welcher der Geist des Feuers Salamander genannt, ja mit diesem Namen angedeutet wurde. Die Vermuthung liegt nahe, daß der genannte Brauch an die Beschwörung des Pudels im Faust anknüpfte und daraus das Salamanderreiben entstand. Das Glas wird dabei in *Reise* gerieben und das Wort „Salamander“ wurde wenigstens ursprünglich mit geheimnißvoller, feierlicher Betonung gesprochen. Der Brauch klingt allerdings an die von Simrod geschilderten heidnischen Trinkegebräuche, Minnetränke, Opfermahle an; nur ist an die Stelle der Sonne oder Wodans, ohne Zweifel durch Goethes Einfluß, der Feuergeist Salamander getreten, der in den geistigen Getränken wohnt und angefleht wird, er möchte einer gewissen Person, die diesen Kultus theilt, die ihm geheiligte Getränk zum Heile geben lassen. — Sander in seinem deutschen Wörterbuch hält die Beziehung auf den Elementargeist des Feuers fest und erklärt: „ein feuriger Trank“ (feurig, weil dabei die auf dem Tisch geriebenen Gläser bis auf die Nagelprobe geleert werden). Auch diese Erklärung läßt sich hören; hingegen die bekannte „saufet Alle mit einander“ ist offenbar nur ein schlechter Witz.

\* **Paris.** (Ein glücklicher Vater.) Der Figaro erzählt folgende Anekdote: „Ein einjähriger Freiwilliger, welcher in der Kavallerie diente, hatte seinem Vater weiß gemacht, daß jeder Freiwillige auch sein Pferd stellen müßte, und der Herr Papa schickte auch die geforderte Summe ein. Als ein anderer Freiwilliger, welcher in der Artillerie diente, den Erfolg dieses Manövers erfahren hatte, schrieb er seinerseits an seinen Vater, daß jeder Freiwillige auch eine Kanone liefern müßte, und der zweite Herr Papa verstand sich gleichfalls dazu, die verlangte Summe herzugeben. Als der letztere am Tage darauf eine Kruppische Gußabblanone von großem Kaliber sah, erkundigte er sich nach dem Preise derselben. „Hunderttausend Francs!“ war die Antwort. — „Hunderttausend Francs! Welches Glück“, sagte er zu seiner Frau, „daß mein Alfred nicht in dieser Batterie dient!“